

In seiner Kulturgeschichte über den Schmerz folgt der Soziologieprofessor David Le Breton einem der treuesten Begleiter der Menschheit. Er stellt dem Schmerz in unterschiedlichen Epochen und unter verschiedenen sozialen Gegebenheiten nach und stößt Rituale auf, die bis zum heutigen Tag rund um den Schmerz praktiziert werden.

So erfährt man, dass die körperliche Züchtigung in den Schulen erst im 16. Jahrhundert Einzug gehalten hat. Diese „Errungenschaft“ war der Geistlichkeit zuzuschreiben. Zuvor wurden Verstöße gegen die Ordnung mit der Erfüllung von Diensten, die der Gemeinschaft zugute kamen, bestraft. Über die Marter lässt Le Breton uns wissen, dass sie nach genauen Regeln kalkuliert wurde, in denen jedes Vergehen einem kontrollierten Maß an Leiden entsprach. Die Folter hingegen habe nur ein Ziel: die Zerstörung des Opfers, das einzig und allein der individuellen Grausamkeit des Folterers ausgesetzt ist.

David B. Morris, Professor für Englische Literatur, fügt in seinem Buch „Die Geschichte des Schmerzes“ hinzu, dass die Folter im Mittelalter legalisiert war und in dieser Zeit auch für die Folter festgeschrieben stand, bis zu welchem Grad der Schädigung der „Wahrheit“, die man für die Urteilsprechung benötigte, auf die Sprünge geholfen werden durfte. In Michel Foucaults „Überwachen und Strafen“, worauf beide Autoren sich beziehen, heißt es dazu, dass es sich bei dieser Art gerichtlicher Folter „nicht um die hemmungslose Folter moderner Befragungen“ handelte, sie sei zwar „grausam, aber nicht entartet“ gewesen.

Es gibt hingegen Situationen, in denen große Schmerzen infolge kultureller Prägung widerstandslos hingenommen werden. Le Breton beschreibt Initiationsriten, die den Prüfling fast das Leben kosten, doch der erträgt sie klaglos, um als vollwertiges Mitglied in der Gruppe Aufnahme zu finden. Die Tapferkeit gilt als Garant für das Überleben der Gemeinschaft. Der Schmerz dient dieser als starkes soziales Bindeglied. Die Tapferkeit gilt als Garant für das Überleben der Gemeinschaft. Der Schmerz dient dieser als starkes soziales Bindeglied.

Über den Sinn des Schmerzes kann wahrscheinlich nur aus beträchtlicher Distanz nachgedacht werden. Als Ärztin, in deren Fachgebiet die Schmerztherapie gehört, gehe ich mit Le Breton in vielen Dingen, die er über unsere Arbeit schreibt, nicht konform. Seine Vorstellungen darüber sind vage bis unrichtig, seine Behauptungen pathetisch bis esoterisch. Von allem möchte er ein bisschen – ein wenig medikamentöse Schmerztherapie, nicht zu viel, damit das Sterben noch bewusst erlebt werden kann. Eine Palliativmedizin wie aus dem Bilderbuch: sanft, effizient und jede Unbequemlichkeit sofort behebend. Wenn dieses Ideal nicht erreicht werden kann, wird ein Untergangsszenario angeboten, das in der Bitte um Tötung auf Verlangen des Schmerzgepeinigten gipfelt. Le Breton spricht vom „totalen Schmerz, der das Lebensende oft begleitet“. Diesen Schmerz gibt es in der medizinischen Nomenklatur nicht. Der totale Schmerz ist Propaganda.

Alfred Velpeau, französischer Chirurg, machte es sich 1847 anlässlich einer Versammlung der Akademie der Wissenschaften, in der man die bahnbrechende Neuigkeit der Allgemeinanästhesie durch Lachgas und Äther diskutierte, leicht, indem er bemerkte: „Ob ein Kranker nun mehr oder weniger leidet, sollte das etwas sein, was für die Akademie der Wissenschaften von Interesse ist?“ Trotz der rüden Ignoranz mancher Ärzte – sie kannten nichts anderes als Patienten, die während der chirurgischen Eingriffe von maskierten, schwarz gekleideten Helfern am Tisch festgehalten werden mussten – setzte sich die Anästhesie durch.

Kaum glaubte man den Schmerz unter Kontrolle gebracht zu haben, tauchte er in immer neuen Verkleidungen, oft perfider als zuvor, wieder auf: Hundert Jahre nach Velpeau beschreibt der gleichfalls in Frankreich geborene Chirurg René Leriche einen Patienten mit einer chronischen Schmerzkrankheit: „Von dem Augenblick an, wo der

Schmerz besteht, ist der Kranke außer sich gebracht, außerhalb seiner analytischen Möglichkeiten, wenigstens dann, wenn er sich nicht im Gegenteil ganz auf sein Leiden konzentriert. Und man steht da, unfähig zu verstehen, verstört vor diesem Abgrund, in den man nicht hinabsteigen kann, und versucht ohne Erfolg, sich ein Bild zu machen. Man berührt mit der Hand leicht den schmerzhaften Bezirk und ist erstaunt, nichts wahrzunehmen, löst aber dort häufig schreckliche Verschlimmerung aus.“

So einfach lässt sich der Begleiter der Menschheit also nicht verscheuchen. Die nur teilweise gelungenen Vertreibungsversuche nötigen uns, immer neue Betrachtungen über den Schmerz anzustellen. Bereits 1948 schöpfte der Physiologe und Psychologe Buytendijk Verdacht: „Die bürgerliche Haltung gegenüber dem Schmerz hat jede Einsicht in die subtile Beziehung zwischen Krankheit, Schmerz und persönlichem Leben verschüttet.“ Die Medizin ist seit den Tagen des Chirurgen Velpeau bemüht, den Schmerz aus seinem kulturellen Kontext zu lösen, um ihn besiegen zu können, doch sie übersieht, dass der Schmerz ein soziales Reich bewohnt, das sich ganz außerhalb des medizinischen Einflussbereiches befindet.

Schmerz ist ein von der Gemeinschaft geprägtes Ereignis. Von der Mutter, innerhalb der Familie, wird die Widerstandsfähigkeit gegenüber Schmerz erlernt und ein akzeptables Maß definiert. Die Gemeinschaft, die soziale Gruppe bestimmt, wie auf den Schmerz reagiert und wie viel von ihm ertragen wird. Sie gibt vor, wie sich der Dulder des Schmerzes zu verhalten hat. Klagt er zu wenig, fühlen sich die Mitmenschen zurückgewiesen, da ihr Trost, zu dem sie verpflichtet sind, nicht erwünscht scheint; klagt er zu viel, wird nur so lange Verständnis und Hilfe gewährleistet, solange die Nahestehenden noch glauben, dass der Leidende gesund werden will.

„Die mehr oder weniger begründete Meinung, dass die Schulmedizin im Stande ist, jeden Schmerz zu beseitigen, ruft bei nicht wenigen Kranken, bei denen die Behandlung scheidet, Verzweiflung und das Gefühl, allein gelassen zu werden, hervor“, schreibt Le Breton. Wenn alles versucht wurde und der Erfolg ausbleibt, denkt auch der eifrige Schmerztherapeut, dass hinter der Erfahrung seines Patienten ein geheimer anderer Grund stecken muss. Bietet er eine psychologische Begutachtung nur infolge seiner Ratlosigkeit und nicht als Teil eines interdisziplinären Konzepts an, ist die Enttäuschung des Schmerzpatienten meist groß, weil er sich als unglaublich enttarnt fühlt: „Was ist das, was ich fühle, wenn es dafür keinen Namen in der Medizin gibt?“

Diese Frage nach dem Namen, nach der Diagnose, scheint indes mit der Sinnfrage ident zu sein, denn der Schmerz ist „eingebettet in offizielle und inoffizielle Denksysteme, die ihn mit einem zeitgebundenen Sinn ausstatten – theologisch, naturwissenschaftlich oder psychologisch. Schmerz

Die westliche Medizin übernimmt sich, wenn sie nur benennt, was zu sehen ist, wegschneidet, was stört, und das Klagen medikamentös zum Schweigen bringt. Variationen über den Schmerz.

Von Martina Wittels

Die Kunst, besser zu leiden

wird auf eine sehr ähnliche Weise gedeutet wie die Welt“, so der Literaturwissenschaftler David B. Morris in „Die Geschichte des Schmerzes“. Wiewohl dieses Buch bereits 1994 erschienen ist, wird es weder an Verständlichkeit noch an Formulierungskunst durch ein neueres Werk überboten.

Um der Sinnfrage näher zu kommen, bieten die Autoren neben dem psychologischen Zugang noch andere Modelle an: so zum Beispiel das biblische Gleichnis Hiobs oder die Erzählung „Iwan Iljitsch“ von Tolstoi. Iwan Iljitschs Schmerz begann bedeutungslos und steigerte sich bis zu einem Maß, dass Iljitsch drei Tage hindurch wie außer sich schrie. Der Schmerz offenbarte ihm seine Verbindung zum Tod. Dann hörte Iljitsch zu schreien auf. Er hatte seinen Schmerz bis zu einem Zustand spiritueller Erweckung durchlaufen: „Und der Schmerz? fragt er sich. ‚Wo ist der hin? Ja, wo ist der Schmerz?‘ Und er horcht auf. ‚Ja, da ist er. Nun, meinnetwegen.“

Wer nun glaubt, diese Geschichte hätte keinen Bezug zu unserem heutigen Leben, irrt. Unter den Besuchern einer Schmerzambulanz findet man immer wieder Menschen, die nach vielen Therapieversuchen nur wenig Besserung erfahren, an Neben-

wirkungen leiden oder denen die Fahrten ins Krankenhaus zu anstrengend werden; dann beschließen sie, lieber so zu leben, als den zehrenden Wunsch nach Beschwerdefreiheit weiter zu hegen. Sie sind zwar nicht in den Genuss der Kunst des „Lebens ohne Leiden“ gekommen, wohl aber in die Kunst, weniger zu leiden, indem man besser zu leiden vermag.

Die Geschichte von Hiob ist die eines aufrechten, unschuldigen Mannes, der alles verliert, leidet und zu wissen verlangt, warum. Hiob ist weniger an der Erlösung von seinen Schmerzen interessiert als an einer annehmbaren Erklärung für seine Bestrafung. Die Antworten, die Gott nach langem verzweifeltem Ringen Hiobs bereit ist zu geben, belegen nur Gottes Macht und die Schwäche des Menschen. Das Leiden des unschuldigen Menschen soll ein undurchdringbares Geheimnis bleiben.

Der Befreiungstheologe Gustavo Gutiérrez hingegen geht davon aus, dass Schmerz ein Stigma der Armen sei und dass es billig ist, die Belohnung im Jenseits zu versprechen. Vehement besteht er darauf, Leiden nicht mehr als individuelles Schicksal zu begreifen, sondern von einem kollektiven Schmerz der armen Massen zu sprechen. Indem Gutiérrez die sozialen und ökonomischen Ursachen benennt, die ganze Völker im Leid festhalten, bekommt der Schmerz eine neue, eine politische Dimension. Die Erlösung des Menschen ist, darauf will Gutiérrez hinaus, durchaus im Diesseits zu erreichen.

In einer Welt der kulturellen Vielfalt wird sowohl nach einer medizinischen Pluralität verlangt als auch nach einer Pluralität der Sinnfrage. Jeder Mensch hat im Leiden das Verlangen, einen Grund für sein Leiden benennen zu können. Die westliche Medizin übernimmt sich aber, wenn sie engstirnig nur benennt, was zu sehen ist, wegschneidet, was stört, und das Klagen medikamentös zum Schweigen bringt.

In Lateinamerika wird zu Beginn jeder längeren Busreise einem Heiligen, dem am Straßenrand ein winziger Altar errichtet worden ist, vom Chauffeur eine Gabe dargebracht: eine Kerze, eine Blume, ein paar Centavos. Man versteht bald, warum: Der Fahrstil lässt ein Ankommen am Zielort unwahrscheinlich erscheinen. Daher beobachten die Reisenden genau und abergläubisch, ob alles dem Ritual entsprechend erledigt wird. Die kleine Opfergabe verspricht Sicherheit. Hat in Lateinamerika jemand Schmerzen, sucht er meist zuerst einen Schamanen auf. Der verlangt von seinen Kunden Rosenwasser, Nelken und Schnaps, damit wird er die Götter gütig zu stimmen versuchen. Oft trinkt er selbst vom Schnaps und wartet: Die Götter sind nicht immer bereit.

Vielleicht verlangen der Schmerz und die nicht zu lösende Frage nach seinem Sinn von uns neben Wissen und Können auch Gleichmut und immer wieder auch eine Opfergabe an einem – metaphorisch gesprochen – Marterl. ■



Die Medizin ist bemüht, den Schmerz aus seinem kulturellen Kontext zu lösen, um ihn besiegen zu können.

[Foto: Alexander Schlee]

David Le Breton

Schmerz

Eine Kulturgeschichte. Aus dem Französischen von Maria Muhle, Timo Obergöker und Sabine Schulz, 268 S., geb., € 25,80 (Diaphanes Verlag, Berlin)

David B. Morris

Geschichte des Schmerzes

Aus dem Englischen von Ursula Gräfe, 460 S., geb., € 13,40 (Insel Verlag, Frankfurt/Main)